

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Pfarrer von Villa : eine Geschichte aus dem Val Bedretto
[Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Pfarrer von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Von Maja Matthey, Ravecchia.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Schamhaft verbarg der Pfarrer das Elend seiner Seele vor dem glänzenden Prunk, der die Dornenkrone des Gekreuzigten überstrahlte. Er zwang ein verzücktes Lächeln auf seine Lippen und verneigte sich vor der ewigen Gnade tief und lang, wie es sich geziemt für einen eifrigen Diener der Kirche.

Seinen Jammer trug er hinaus in die nackten Felsklüfte, die hart und erbarmungslos Licht und Leben an sich vorüberziehen lassen. Sie begegneten den kleinen menschlichen Nöten mit der starren Ewigkeit ihrer starren Einöde. Auf eines dieser vielackigen Felsstücke legte der Pfarrer den brennenden Kopf. Ueber ihm flutete die tiefe Bläue des Sommerhimmels. Zu seinen Füßen breitete sich ein Chaos aus von Fels und Gestein.

In dieser Verlassenheit schlug sein wundtes Herz ruhiger.

Das Bild der Maria und des Toni verlor für eine Weile seine schmerzende Gewalt.

An den endlosen Fernen, die sein Blick durchschweifen konnte, maß er seine vergängliche Not. Sie dünkte ihn gering in der schweigenden Wildnis. Das Leben wurde ihm allmählich zur leichten Schaumflocke, die jeder Windhauch fortträgt und ein Sonnenblick aufsaugt.

Dann war alle Lust und Qual vorbei.

Der junge Pfarrer fing an, ein Weiser zu werden. Er wurde es mit jenem Angestüm, der zeigt, daß sich die Torheiten nur scheinbar verkrochen haben vor der hellen Leuchte der rechnenden Vernunft.

Die harten Worte taten ihm leid, mit denen er den Matteo verlassen hatte.

Es ist ein unmöglich Ding, ein Gott zu sein und ein Erdgeborener.

Demütig empfand er die menschliche Kleinheit. In diesem Empfinden lag etwas, was ihn weich und mild machte.

Ein zermartertes Herz strömt größere Liebesfähigkeiten aus.

Dem Pfarrer schien es, als trenne ihn nur noch eine dünne, fast durchsichtige Mauer von dem überquellenden Lebenswasser, dessen kühler Trank die Menschen zu einander führt in liebendem Verstehen.

Eine große Andacht ergriff ihn.

Sie zehrte alle Leidenschaft und alles Begehren auf. Er wagte es von neuem, nach dem Himmel zu tasten. Wieder sprach er das Gebet des Sohnes.

Laut und langsam quollen ihm die Worte hervor, ein jedes einzelne bedeutungsschwer.

Er wiederholte es noch einmal, wie man sich ein neu erworbenes Gut wieder und wieder vorhält, bis es einem vertraut und ganz zu eigen geworden ist.

Nun er sich dem Unirdischen näherte, schien es ihm, als ginge Maria mit ihm zu den wunschlosen Höhen. Es kamen ihm Gedanken an ferne Zeiten, in denen sich ihre Seelen grüßen konnten mit jener stillen himmlischen Vertraulichkeit, die den Erdbhaften fremd ist.

Aus den warmen Matten stiegen die Abenddämpfe; sie waren ganz weiß und voll vom Duft sterbender Blumen. Sie lagerten sich wie ein weites Meer um die Füße des Einsamen und nahmen ihm jeden Ausblick auf die braunen Gaden in den Felsen und die hellen Hütten im Tal. Das weiße duftende Gewoge trennte ihn ab von allem Leben. Gierig trank er mit durstigen Lippen die feuchten Duftwellen auf, die sich vereinzelt lostrennten von der breiten Masse und zu ihm flogen. Er sah in die wallende Flut hinein, die ihn abschnitt

von allen Erinnerungen, allen Leiden und Freuden und ihn ganz einsam stellte zwischen Himmel und Steinkolosse. Das Meer stieg höher und höher, umhüllte ihn ganz und schwang sich über sein Haupt hinweg in die Himmelsbläue.

Diesen Abend brachte der Pfarrer seiner Mutter ein stilles Gemüt heim, das die Lebensgeheimnisse nach Art eines Riesen zum Schweigen gebracht oder auch wie die kindlichen Weisen zagend für sich gelöst hat.

VI.

Festlich gepuzt glänzten die Gassen des Tals fast menschenleer. Hin und wieder wagte sich ein vorwitziges Kinderkörperchen vor, in seiner schuldlosen Nacktheit den Händen der Mutter entlaufen, ehe das Sonntagsgewand sein braunes Leibchen verhüllte. Aus allen Häusern stieg ein blaues Räuchlein in den klaren Morgen und wurde dicker und dicker.

Endlich schoß es in grauen Wolken puffend auf.

Ein Holzschicht um's andere wurde in die prasselnden Gluten des Kamins gelegt, in dem im großen Kupferkessel der Festkuchen buk.

Keine Familie war so arm und so gering, daß sie nicht ihre Nochtorte backen konnte, keine so reich, daß sie gewagt hätte, an dem überlieferten, durch Jahre und Brauch geheiligten Gemengel von Mehl, Kofinen, Milch und Anken etwas zu ändern.

Breite Guirlanden aus Blätterwerk und Blumen waren von einer Häuserreihe zur gegenüberliegenden gespannt.

Die grauen Mauern des Kapellchens von Ossasco verbargen sich unter dem überhängenden Grün.

Fleißige Hände hatten überall ein Sträußchen angebracht.

Die Alp hatte eine Menge wilder Blumen.

Im Gestrüpp der Tessinhalde blühte die weiße Glockenblume.

In den Felbern waren die Margueriten und der Mohn daheim, und selbst der magere steinige Felsboden brachte noch die glänzende Silberdistel hervor, die mit ihrem stacheligen Strahlenkranz immerhin eine Zierde war.

Mit heller Stimme schlugen die Glocken an.

Zwei schnelle Vorläufer ließen ihre Töne vom Türmchen niederstürmen, ein langatmiger Schall übertrumpfte sie mit großer Ausdauer, bis die erstern wieder einfielen: „Teng, teng, tehn, teng, teng, tehn!“

Zubelnd nahm das Tal das Festzeichen auf und trug es empor zu den Bergen.

Die kleine Kapelle stand zum ersten Mal unter dem Schutz des neuen Heiligen.

Die alten Weiber weinten, als sie seinen bunten Glanz sahen, und wünschten sich den langjährigen Ver-

trauten zurück. Die Jungen schauten mit freundlichen Blicken auf die neue Herrlichkeit, von der sie kräftigere Hilfe erwarteten in ihren Liebeshändeln und all den Wünschen und Träumen, mit denen die Jugend sich das Herz voll und schwer macht. Aus dem Kloster in den Bergen des Gotthard war ein bleicher, überschlanter Kapuziner gerufen worden. Er sollte dem neuen Rochus das erste Opfer bringen. Er tat es mit einem schlichten Eifer und jenem fanatischen Feuer, das nur der geben kann, der sich selbst zum Opfer gebracht hat und jung und keusch ist.

Mit stiller Würde ließ er sich vor dem Altar von dem Pfarrer von Villa bedienen.

Es schien, als müsse seine schwächliche Gestalt zusammenbrechen unter der Last der Gewänder.

Sein eiserner Wille meisterte den Körper.

Dieser junge Geweihte, auf dessen Stirn schon der Abglanz einer andern Welt leuchtete, bezauberte die Gemeinde. Kein Laut drängte sich hervor aus den vollgestopften Bänken.

Der Opferteller füllte sich mit großen Silberstücken.

Sogar Gold blinkte zwischen den Gaben hervor.

Die Geizigsten öffneten ihren Beutel weit, daß der Sakristan staunend die reiche Ernte in Empfang nahm.

Es muß eine außerordentliche Gewalt von dem ausgegangen sein, der es verstanden hat, den Bauern des Tals die Hand, die zu nehmen gewohnt ist, zum Geben zu öffnen.

Dem jungen Mönch, dem der Tod sichtbar über das Antlitz gestrichen hatte, war es ein Leichtes gewesen.

Im Triumph führte ihn die Gemeinde aus der Kirche zum Hause des Matteo.

Dort war ihm ein Mahl gerichtet.

Mit verzückten Augen empfing Anna, die Lehrerin, den Gast auf der Schwelle.

„Segne mich, mein Vater!“

Sie verneigte sich tief vor dem Mönch und harrete in Demut seiner Antwort.

„Suche das ewige Heil zu erringen!“ sprach er laut mit tönender Stimme, daß es auch die hörten, die draußen standen.

Seine Worte gingen von Mund zu Mund.

Die Marienkinder hoben das Gesicht; aber zu praktisch, um den ganzen Sinn seiner Rede in sich wirken zu lassen, begnügten sie sich mit einem seligen Nächeln.

Maria empfand die Worte tief.

Sie legten sich ihr wie eine Angst beklemmend aufs Herz.

Abseits von der Menge stand der Pfarrer von Villa und schaute sie an mit zwingenden Blicken.

Ihre Seele wurde schwach und hilflos.

Große Tropfen traten ihr in die Augen.

Das Kleid der Entsagung war grau und legte sich in schweren, schleppenden Falten auf die junge Lust des Lebens.

Die Seele des Pfarrers bebte in Erwartung.

Das junge Mädchen litt unter der Macht seiner bittenden Sehnsucht.

Es wollte sich ihr wie ein Schleier über die Sinne legen.

Da raffte sie in der höchsten Not zusammen, was ihr an Trost und Willen geblieben war.

„Führ' mich in meine Hütte!“ sprach sie zu Toni dem Schreiner.

Toni fühlte mit Behagen die bebende Gestalt, die er lieb hatte, an seinem Arm.

So gut war sie noch nie gewesen.

Laut jauchzend hob er die Zitternde hoch und trug sie aus der Menge.

Sein heller Ruf befreite alle Gemüter. Der andächtige mystische Rausch ging vorüber und mußte der Freude weichen, der bunten, lachenden Daseinsfreude.

Die fromme Stimmung war nur ein Vorspiel gewesen, das die Leute lüfterner und heißer die Lust des Feiertages herbeisehnen ließ.

Die Jugend verlangte nach Dubelsack und Geige.

Ach, sie würde sich auch mit einer Mundharmonika begnügen, die ihr die Anleitung gab zu rhythmischen Bewegungen!

„Ich danke dir, Toni,“ sprach Maria mit einem herzlichen Klang in der Stimme zu dem Burschen.

Mit sorgfamer Liebe hatte er sie hergeführt. Verlegen und rot stand er vor ihr und traute sich nicht, die günstige Zeit für sich zu nützen.

„Ich heute die Rochustorte mit uns!“

Es war ein herzliches Entgegenkommen, mit dem ihm das Mädchen die Schüchternheit überwinden half.

Ein großes Glücksgefühl stieg dem Toni warm vom Herzen empor.

„Ich will noch gehen und mich zurüsten für deine Einladung.“

„Nein, bleibe!“ beschied ihn Maria.

Sie hatte eine Angst vor dem Alleinsein.

Der Toni erschien ihr wie das Kettlein, das sie mit dem Leben verbinden konnte.

Manches heiße Gefühl, das die Leidenschaft des Pfarrers in ihr geweckt, hatte dort oben auf der Alp Zeit und Muße gehabt, sich auszuwachsen.

Ungestillt glomm es in ihrem Herzen.

Die Nähe des Mannes verstärkte es. Als er sie hob, hatte er ihren Leib fest in seine Arme gepreßt.

Sie spürte noch den leidenschaftlichen Druck um ihre Hüften.

Es waren fast zärtliche Empfindungen, mit denen sie ihn in die große Brunkflüche führte.

Dort stand eine lange, gedeckte Tafel.

Berge von Kuchen thronten in der Mitte, und der dunkelrote Italiener flankierte in geschliffenen Karaffen die süße Speise.

Jedes bediente sich, wie es ihm Hunger und Laune eingab. Aus Airolo waren die Freunde heraufgestiegen, sich an der Torte des heiligen Rochus zu laben.

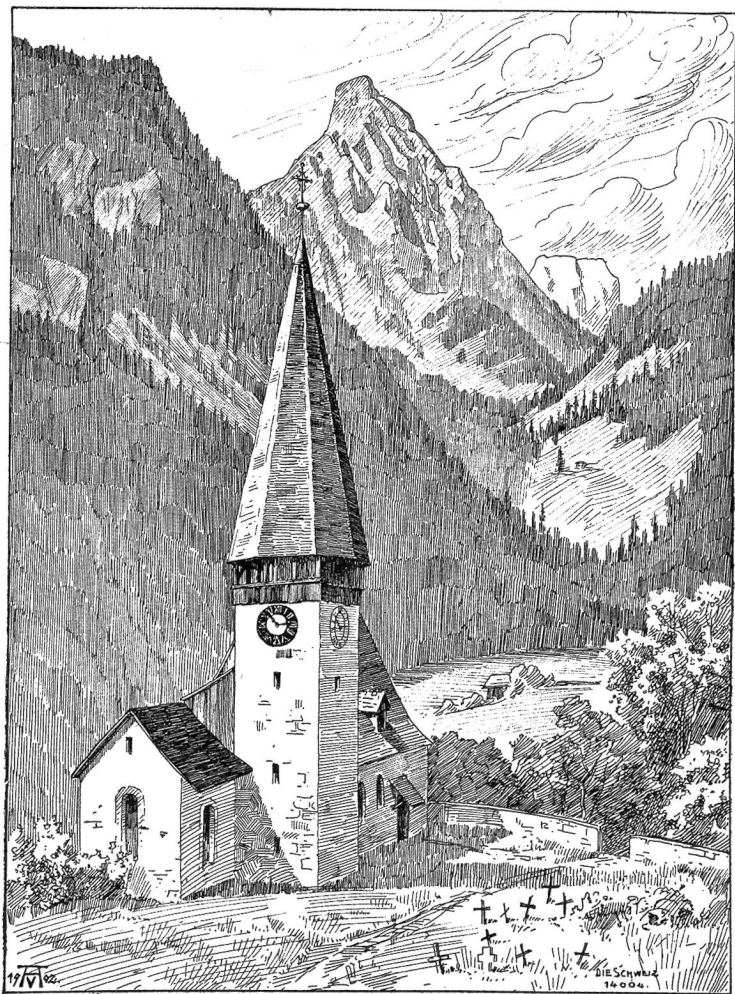
Die aus der Fremde heimgekehrt zu Marias Sippe gehörten, saßen zu oberst am Tisch und prahlten mit erworbenen Schätzen.

Mit bedeutungsvollem Lachen rückten sie zusammen und schufen Platz für Toni den Schreiner.

Mit raschem Griff zog der Maria neben sich.

Schwarzrot funkelte der Italiener im Glas.

Ein Ueberfluß an Farben und Glut leuchtete in ihm, wie ihn der gesegnete Hügel besaß, an dem er



J. Weill.

Kirche von Saanen
und Rüblihorn.

Nach Federzeichnung von August Weill, Basel.



herangereift war. Er färbte die roten Lippen der Trinkenenden fast schwarz und gab ihnen jenen seltsamen, überreifen Schimmer, wie ihn Lippen haben mögen, die von einer Flut ungeküßter Küsse voll und brennend sind.

Maddalena, die Weise, saß zu unterst an der Tafel und hielt die Hand des heimgekehrten Enkels fest umschlungen. Ihre kundigen Augen durchsuchten sein Gesicht, in dem ihr jede Linie vertraut war.

Da war keine neue hinzugekommen.

Es war noch das gleiche, unfertige Knabengesicht, wie es vor ein paar Jahren in die Welt gewandert war.

Die Liebe zum Erworbenen hatte ihn bewahrt vor den Lastern der eleganten Hotels, in denen er seine Dienste auswechselte gegen Gold. Sein frisches, freies Gemüt und die guten Lehren der Maddalena hatten wie treue Hunde auf der Wache gelegen und dem Laster den Eintritt verwehrt.

So war er an den Abgründen vorbeigewandelt, ahnungslos wie ein Blinder an der drohenden Gefahr.

Die Goldstücke waren alle redlich verdient, die jetzt Maddalena in ledernem Beutel um den Hals geschlungen trug, wie ein Amulet.

Die Stube war angefüllt mit dem Dampf der warmen Menschenleiber, dem Geruch von Wein und dem süßlichen Duft frischen Backwerkes.

Die Fenster waren angelaufen von dem feuchten Schwaden.

Toni riß eines der Fenster weit auf.

Der warme Sommer flutete herein.

Das weiße Licht strich über die erhitzten Gesichter. Die Straße herauf kam der Hinkende.

Er ließ seine Harmonika anschwellen zu langgezogenen Tönen und preßte sie wieder zusammen, daß sie quiet schend alle Harmonien vergaß und aufkreischte, wie eine Dirne über einen schlechten Spaß.

Die Weinkaraffen machten noch einmal hastig die Runde.

Von den Kuchentellern verschwand das letzte Stückchen in den unersättlichen Händen.

Dann flogen Stühle und Tische beiseite.

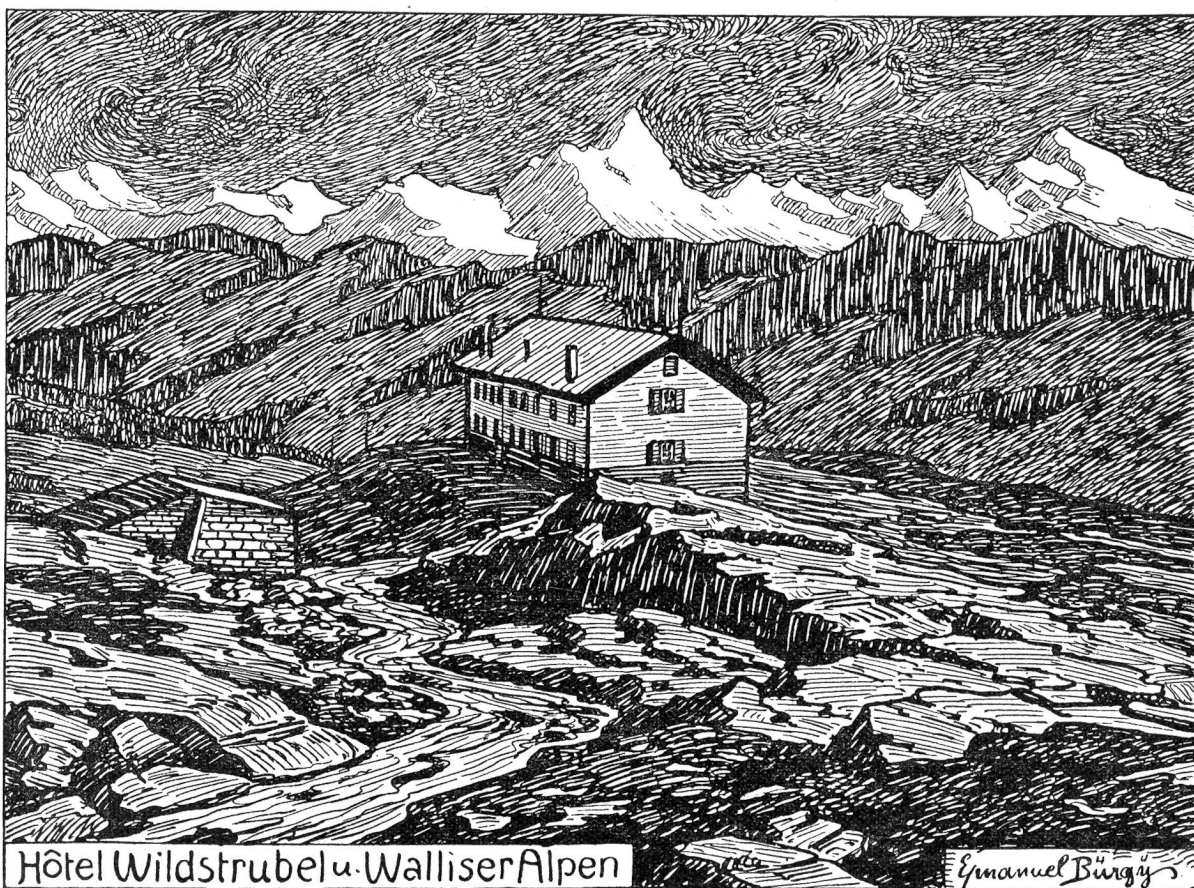
Die Küche der Maria war die größte in Ossasco, und das Mädchen scheute die Arbeit nicht, die ihm ein Tanz im Hause eintrug.

Es fiel auch ein Stückchen Geld dabei ab, und ihr erwerbender Sinn drängte ihr die Hand immer aufs neue zu rastloser Arbeit.

Mit einem Jauchzen wurde der Hinkende begrüßt.

„Der Pfarrer ist mit dem Mönch abwärts zu Tal gegangen,“ berichtete er.

Diese Botschaft wischte alle Scheu fort.



Hôtel Wildstrubel u. Walliser Alpen

Emanuel Bürgy
DIE SCHWEIZ
14229.

Die frommen Gefühle des Morgens fanden kein Echo mehr.

Den einen und andern reute die Weichheit des eigenen Herzens, die ihn veranlaßt hatte, den Beutel weit zu öffnen.

Mit kräftigem Fluch kürzte er sich die Guttat.

Der Hinkende merkte, daß seine Zeit gekommen war. Breitbeinig stellte er sich auf, heischte einen Krug voll Wein und begann seiner Harmonika lustige Akkorde zu entlocken. Nun drängten sie herzu aus den andern Hütten, schlangen sich auf die Fensterbrüstungen und standen in der Türe bis hinaus auf den Weg.

Dort harrten sie, bis sie sich nachschieben konnten und ihren Teil an der Luftbarkeit erhielten.

Ohne das Geheiß der Maria abzuwarten, schaffte der Toni Raum und wies die Vorlauten und Ueberwitzigen zurecht.

Wohlgefällig betrachtete sie seine kräftige Gestalt, seinen breiten Nacken, der wie kampfbereit, etwas vorgestreckt war.

Sie ließ es geschehen, daß beim Tanzen sein Schnurrbart ihre Wangen streifte und sein heißer Atem ihre Lippen traf.

Das Leben jubelte in den hohen Tönen der Harmonika und summt beifällig in ihrem tiefen Basse.

Es war das warme freie Nespelerleben. Seine vertraute Stimme umschwirrte die hilfsenden Gestalten, daß sie die Schwielen der Wochentage vergaßen.

„Nun laß mich ruhen!“ flüsterte hochatmend Maria.

Fester zog der Toni seinen Arm um ihre Hüften, schwang sie noch einmal herum, und mitten im Schwung unterbrechend, hob er sie hoch und ließ sie auf einen Stuhl niedersinken.

Keuchend blieb er vor ihr stehen.

Von beider Antlitz floß der Schweiß.

Sie waren so sehr gewöhnt an schwere, anstrengende Arbeit, daß ihrem Vergnügen auch etwas anhaften mußte von jener Kraft brauchenden Schwerfälligkeit, um recht genossen zu werden.

Dämmerung brach an.

Matt erhellte eine Dellampe den dampfenden Raum.

Draußen schimmerten die ersten Sterne in das Blau des Abendhimmels.

Ein Glöcklein tönte in den jungen Jubel.

Es hatte eine schwache, klagende Stimme, die zitternd verhallte wie auslöschendes Leben.

Der Hinkende brach sein Spiel ab beim ersten Ton.

Die Paare hörten auf zu tanzen und drängten dem Ausgang zu.

„Wem mag geläutet werden zur letzten Heimfahrt?“

Toni, der Schreiner, schwang sich über die Fensterbrüstung und konnte als erster Maria die Kunde bringen, daß der Matteo gestorben sei.

In ein paar Augenblicken war das Haus leer.

Verlassen stand die Freude in Staub und Dunst und Dunkel.

Sie wollten alle den Matteo noch einmal sehen, auch jene, die ihm im Leben gram gewesen waren.

Ruhigen Antlitzes überschritt Maddalena, die Weise, die Schwelle der Trauer.

Mit ihren dünnen Greisenfingern strich sie über die Stirne des Toten.

Es lag ein Lächeln auf ihren Lippen, das der starre Körper vor ihr nicht verschrecken konnte. Sie dachte an ihre weißen Haare und die zitternde Angst, die sie oftmals des Nachts besiel.

Ihre Füße waren auch müde geworden und gingen langsam der Ruhe zu.

Zögernd trauten sich die Männer vor, die mit dem Matteo zusammen jung gewesen waren.

Sie spähten in den Furchen, die der Schmerz der Krankheit ihm ins Gesicht gewühlt, nach der Lösung des stummen Rätsels, das ihre starken Seelen schwach machte.

(Fortsetzung folgt).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Psyche hätte den Abend gern für sich zugebracht; aber der Vater besteht darauf, daß sie unter Menschen geht, und so reißt sie sich denn zur Mahlzeit an der langen Tafel an, gegenüber zwei stattlichen Mädchen in glänzender Gesellschaftstouille. Auf den ersten Blick erschrecken sie die bescheidene Psyche fast, so selbststicker, so königlich sind sie. Psyche fühlt, daß sie nie wagen wird, ein Wort an sie zu richten.

Eine Weile geht das Gespräch am Tisch ohne die Beteiligung unserer beiden Freunde seinen Gang; dann hört Psyche eine Stimme fragen:

„Wissen Sie auch, welche Ehre uns bevorsteht? Haviland Dumaresq, der große Philosoph, beabsichtigt, den Winter hier zu verbringen.“

Psyche errötet bis an die Haarwurzeln; aber ihr Vater sagt mit unbewegtem Gesicht und tabelloser Verbeugung:

„Mein Name ist Haviland Dumaresq.“

Er hat kaum gesprochen, als ein eleganter Herr, offenbar der Bruder der beiden Damen, die Psyche so imponieren, sich erhebt und ungezwungen, aber mit Enthusiasmus Dumaresqs Hand ergreift und sie kräftig schüttelnd sagt:

„Gestatten Sie, mein Herr! Das ist mir wirklich eine große Ehre. Ich habe zwar Ihre Werke nicht gelesen, wenigstens nicht eingehend; denn ich bin ein Geschäftsmann. Aber Ihren Namen kenne ich gut. In Cincinnati, wo ich zu Hause bin, werden Ihre Werke viel bewundert. Ich erinnere mich, daß der „Cincinnati-Observator“ — Sie kennen doch das Blatt? — Sie kürzlich den größten Metaphysiker dieser und aller vergangenen Zeiten nannte.“

„Ich freue mich zu hören, daß ich die Anerkennung einer so berühmten Autorität in philosophischen Fragen errungen habe,“ antwortet Dumaresq mit ernster Fronte.

Aber der seine Sarkasmus ist bei dem einfachen, ehrlichen jungen Amerikaner verschwunden. Sein Gesicht strahlt von aufrichtiger Freude; er fragt jetzt mit einer Verneigung gegen Psyche: „Und das ist Fräulein Dumaresq?“ und diese sagt schau: „Ja.“ Ihre Gefühle sind dabei sehr gemischt; denn vor einem Tisch voll Leute so ausgefragt zu werden, ist ihr etwas sehr Ungewohntes. Jetzt wendet sich eine der Schwestern des entzückten Amerikaners unbefangen an Psyche:

„Es muß ein sehr großer Vorzug sein, Fräulein Dumaresq, seine Erziehung von einem solchen Vater zu erhalten und sein Leben in solch kultivierter europäischer Umgebung zu verbringen. Ich nehme an, Sie haben auch doktoriert.“

„Ich habe was?“ fragt Psyche verständnislos.

„Ich nehme an, Sie haben doktoriert, Sie tragen den Doktorhut irgend einer europäischen Universität,“ wiederholt die Dame mit unzerstörbarer Sicherheit.

„O nein,“ sagt Psyche, tief errötend; denn die Augen der ganzen Tischgesellschaft sind jetzt auf sie gerichtet. „Ich — ich habe nicht Universitätsbildung erhalten. Ich wurde zu Hause unterrichtet. Ich bin nie in eine Schule gegangen.“

„Der Verkehr mit Ihrem Vater ist gewiß an sich schon Unterricht genug,“ schiebt die zweite Schwester freundlich ein, und die andere, die Sirena genannt wird, führt den Faden gleich wieder weiter:

„Sie sind gewiß selbst schon eine halbe Philosophin. Corrona und ich haben die Matura in Vassar gemacht; dort haben wir die Werke Ihres Vaters gelesen. Es ist keine Kleinigkeit, sich hindurchzulesen, Herr Dumaresq; aber wir hatten Freude daran. Die meisten unserer Studentinnen nehmen Ihre fundamentalen Ideen an.“

Dumaresq zupft nervös an seinem Schnurrbart. Diese Art Kritik ist ihm ganz neu. Er sagt halblaut:

„Es wird mir in den letzten Jahren meines Lebens ein Vergnügen sein, zu denken, daß meine Arbeiten bei den jungen Damen in Vassar Anerkennung finden. Wenige Philosophen vor mir können sich dieses Erfolges rühmen. Descartes und Leibnitz gingen ins Grab ohne den erfrischenden Beifall der jungen Damen von Vassar.“

Doch die zwei Amerikanerinnen, die ihre Matura in der Tasche haben, sind nicht aus dem Konzept zu bringen.

„O, in Amerika wissen auch wir Frauen geistige Arbeit zu schätzen. Wir haben erst kürzlich einen Dumaresqklub gebildet, in dem Ihre Werke gelesen werden. Wenn die Leute in Cincinnati wissen, daß Sie hier sind, so wird es Bitten um Ihre Eintragung in die Autographensammlungen regnen. Sie finden in Amerika intelligente Wertschätzung geistiger Arbeit in ungewöhnlichem Grad, Herr Dumaresq; es wird jeder entzückt sein, Ihre Handschrift in seiner Sammlung zu haben.“

„Das ist, was ich in Europa so sehr bewundere,“ fügt der Bruder dazwischen, „man kann da in eine so nahe Verbindung mit Literatur und Kunst kommen, wie es in Amerika nicht möglich ist. Die meisten Amerikanerinnen gäben, ich weiß nicht was darum, so inmitten der literarischen Gesellschaft von Europa aufzuwachen wie Fräulein Dumaresq.“ Psyche lächelt und schweigt. Ihr Vater mischt sich ins Gespräch und lenkt es auf ein anderes Thema über.

Als Vater und Tochter vor dem Zubettegehen an diesem Abend noch ein Viertelstündchen beisammen in ihrem Zimmer sitzen, fragt der erstere:

„Hast du jemals so schreckliche Menschen getroffen, Psyche, wie diesen jungen Amerikanerburschen und seine beiden unbeschreiblichen Schwestern? So etwas wie Reserve scheint ihnen eine unbekannte Welt zu sein.“

„Aber weißt du, Papa,“ antwortet Psyche lächelnd, „es sind doch so liebe, gute Mädchen. Ich bin ja natürlich beim Essen vor Scham ob ihrer Ausfragerei auch fast unter den Tisch gesunken. Aber nach dem Essen habe ich im Salon noch lange mit ihnen geplaudert, und sie sind trotz ihrer schrecklichen Manieren so lieb und offen und natürlich.“

„O, die Schwestern mögen ja noch angehen,“ antwortet